

**Zeitschrift:** Aarauer Neujahrsblätter  
**Herausgeber:** Ortsbürgergemeinde Aarau  
**Band:** 12 (1938)  
  
**Artikel:** Der Revolutionär und das Kind  
**Autor:** Kaeslin, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571313>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der Revolutionär und das Kind

Hans Kaeslin

Ein schweizerischer Arzt, der in jungen Jahren nach Rußland ausgewandert war, die nötigen Prüfungen bestanden und sich dann fast zwanzig Jahre lang in einer der größten Städte des Reiches betätigt hatte, erzählte folgendes:

Ich hatte während des Weltkrieges natürlich in den überfüllten Spitälern mitzuarbeiten, und das hielt mich in Rußland auch noch fest, nachdem ich, den schlimmen Ausgang ahnend, Frau und Kinder in die Schweiz geschickt, wo ich zum Glück all die Jahre her mein Erspartes angelegt hatte. Als dann mit dem Aufkommen der kommunistischen Machthaber Mezeleien einsetzten, welchen hochgestellte Familien zum Opfer fielen, deren Arzt ich gewesen, trachtete ich darnach, auch meinerseits aus dem unglücklichen Lande wegzukommen; und das gelang mir dadurch, daß ich mich zwei Herrn der französischen Gesandtschaft anschließen konnte, die in ihre Heimat zurückreisten. Nachdem ich den Winter und Frühling bei den Meinen in Bern verbracht hatte, bewog mich der Notschrei eines mittellos gewordenen Rußlandschweizers, der auf der Rückreise erkrankt war, zu einer Fahrt nach Österreich. Nachdem ich in Wien für den Armen nach Möglichkeit gesorgt, begab ich mich in die mir noch unbekannten hohen Tauern, um einige Bergtouren zu machen. In einem wieder eröffneten Gasthaus unterhalb eines Paßübergangs fand ich ein mir zusagendes Standquartier. Die Abende nach meinen Wanderungen verbrachte ich rauchend und lesend in dem bescheidenen Wirtschaftsraum des Hauses, wobei ich mir die übrigen Fremden ansah, meist Touristen, welche nicht mehr als eine Nacht über da verweilten. Es gab deren nicht gerade viele, denn der Krieg hatte die Leute arm gemacht. Einmal kam eine Gesellschaft amerikanischer Quäker, welche für Spitäler in Österreich Geld und Medi-

kamente gebracht hatten, und ich versuchte etwas von dem zu verstehen, was die wohlthätigen Herrn in einem sonderbar nasal gefärbten Englisch zueinander sagten. Ofters erschienen Gruppen junger Leute in Lederhosen und grünen Hüttlein, welche den mitgebrachten bescheidenen Mundvorrat am Wirtstische verzehrten und dazu in ihrer lustigen Mundart allerlei Späße zum besten gaben.

Eines Abends öffnete sich die Thür für einen Menschen, der in dieser Umgebung auffallend war: Rucksack über einem Schoßrock, Brille, in der Mitte gescheiteltes Haar von der Farbe des Pechs, schmaler Streifen dunklen Bartes von den Schläfen weg über die Wangen und unterm Kinn durch. „Er muß ein Russe sein“ dachte ich, und meine Vermutung bestätigte sich mir, als er mit der Aufwärterin verhandelnd, sich zwar in ziemlich geläufigem Deutsch ausdrückte, dabei jedoch einige Male das „h“ durch ein „g“ ersetzte. Eine Regung des Zornes kam in mir auf: „Sicherlich ein Sendling des russischen Kommunismus“, dachte ich: „Der befindet sich nun auf dem Wege nach Budapest, Prag oder Zürich, um die Gefinnungsgenossen darüber zu belehren, wie man Revolution macht! Muß diese Pest denn über alle Länder verbreitet werden?“ Als ich den Menschen aber nachher mit dem Ausdruck einer tiefen Schwermut vor sich hinstarren sah, tat er mir leid. Was wußte ich schließlich von ihm? Und wenn er wirklich zu den Anhängern Lenins gehörte — gab mir das an sich ein Recht dazu ihn zu hassen? — Unterdessen hatte ich meinen Traminer in kleinen Schlücken ausgetrunken und begab mich in meine mit Arvenholz getäfelte enge Kammer hinauf, wo ich noch ein paar Seiten las, dann das Licht löschte und gleich einschlief. Nach einiger Zeit aber erwachte ich wieder an lautem Reden von Männern, die sich straßabwärts heran bewegten. Aus den unregelmäßigen Schritten, die sie machten, schloß ich, daß sie etwas Schweres trügen. Jetzt hörte ich einen sagen: „’s wär guet, wenn zuefällig ein Doktor da wär! Der Linpaintner in L. unten läßt sich nit gern in der Nacht da nauffsprengen. Und wenn er doch kommt:

wer weiß, wie lang's geht. Und der da ischt so zuegricht, daß mer zue ihm luegen sollt." „Also ein Unfall“, dacht ich, „da darf ich mich nicht fern halten.“ Während ich noch auf der Bettvorlage stand, klopste schon der Wirt, um meine Hülfe für den Verunglückten zu erbitten. Der zuletzt angekommene Gast, der so seltsam rede, sagte er, sei bei einem Spaziergang bergauf in der Nähe der Tobelbrücke vom Straßenrand abgestürzt und habe sich offenbar schwer verletzt. Daß so etwas begegnen könne, wäre völlig unbegreiflich, wenn man nicht aus der Brille, die der Fremde trage, darauf zu schließen hätte, daß er schwer kurzsichtig sei. Ich folgte meinem Gastgeber, der mich in eine etwas abgelegene Kammer führte. Da lag denn mein Russe auf einer Matratze mit Wachstuch. Dieses war reichlich mit Blut besleckt aus einem Risse, der die Kopfhaut von der Stirn bis zum Scheitel derart gespalten hatte, daß der Knochen bloß lag. Dieser selbst war zum Glück unversehrt. Als ich den armen Kerl mit Hülfe des Wirts entkleidete, stellte sich heraus, daß zwei Rippen und der rechte Oberschenkel gebrochen und außerdem der linke Arm im Ellbogengelenk ausgerenkt war. Ich vernähte zuerst die Kopfwunde, so gut es gehen mochte, wobei der Verletzte aus seiner Ohnmacht erwachte, stöhnte und schrie. Dann schiente ich das gebrochene Bein mit Tannenbrettern ein, bemerkte aber dem Wirt, er müsse dafür sorgen, daß ein Arzt von unten im Laufe des Vormittags erscheine und zwar mit all dem Geräte, das zur Wartung eines schweren Falles diene. Ich allein könne das Erforderliche nicht vornehmen, namentlich jetzt nicht bei dem schlechten Lichte, abgesehen davon, daß ich ja in Österreich eigentlich nicht das Recht hätte, mich als Arzt zu betätigen. Es werde auch für eine Pflegerin gesorgt werden müssen, denn es sei nicht daran zu denken, den Verunglückten gleich ins Tal zu verbringen. Blutiger Schaum, den ich auf seinen Lippen bemerkt hatte, ließ mich nämlich annehmen, daß auch die Lunge in Mitleidenschaft gezogen war.

Eine Einspritzung hatte dem Leidenden Linderung gebracht, und ich durfte mich entfernen, um mir am Brunnen unten vor dem Haus die Hände zu waschen. Eine Anzahl von Leuten stand lebhaft redend umher, und ich fragte, ob jemand wisse, wie die Sache vor sich gegangen sei. Einer der erwähnten Studenten berichtete, er sei nach dem Nachtessen, eine Pfeife rauchend, langsam straßauf geschritten, wobei er einen dunkel Gefleideten ungefähr vierzig Meter vor sich hatte. An einer Wegbiegung sei ihm der Betreffende aus dem Gesicht gekommen, und als er selber um die Schleife bog, habe er ihn zu seiner Verwunderung nicht mehr erblicken können. Im Gedanken, derselbe könnte den Hang links hinauf gestiegen sein, habe er dorthin gespäht, im gleichen Augenblick jedoch einen lauten Ruf vernommen aus der Kehle eines Menschen, der ihm eiligen Laufes entgegen gerannt kam, dann nahe der Brücke anhielt und in den Abgrund starrte. Es sei der da gewesen. Der Sprecher wies auf einen in der Gruppe, der seiner Kleidung nach ein Senn sein mußte. Nun ergriff dieser das Wort und erzählte, er habe, auf dem Weg nach dem Wirtshaus begriffen, wo er sich mit Brot zu versehen pflege, eine schwarze Gestalt weiter unten am Straßenrand gesehen. Auf einmal sei der Mensch mit ausgebreiteten Armen in den Abgrund gestürzt. Da er eine Pelerrine getragen, hab' es ausgesehen, wie wenn eine große Krähe sich vom Platz weghebe. Entweder sei der Betreffende von plötzlichem Schwindel ergriffen worden oder er habe sich mit Willen hinunter geworfen. An einer Stelle, wo der Fels Vorsprünge zeige, sei er, der Sprecher, trotz der eingebrochenen Dämmerung mit aller Vorsicht etwa zwanzig Meter tief abwärts geklommen, um nach dem Verunglückten zu spähen. Da habe er denn im Dunkel eines auf schmalen Grasboden erwachsenen Tannichts etwas noch Dunkleres hingestreckt gesehen: es war der Abgestürzte, den die Äste auf dieser Höhe festgehalten und davor bewahrt hätten, in eine Tiefe zu fallen, wo man denn freilich nur noch seine zerschmetterte Leiche hätte bergen können.

Seine Kopfwunde rühre offenbar von einem dort vorstehenden Aststrunke her, über den er beim Fallen geglitten. Unterdessen sei der Herr Student hier an der Straße oben erschienen und habe auf seine Weisung hin aus der Alphütte beim Joch weitere Hülfe geholt. Der Sprecher bezeichnete mit kreisender Bewegung der Hand die Übrigen in der Gruppe. Worauf einer unter diesen bemerkte, es sei ein wackeres Stück Arbeit gewesen den schwer Verletzten, zum Glück Bewußtlosen über die Felsen hinauf zu befördern. Ich lud die wackeren Leute zu einem Glas Wein in die Wirtsstube, was sie gerne annahmen. Während des halben Stündchens, das ich mit ihnen verlebte, machte der Wirt in einer Kammer neben derjenigen des Verunglückten ein Lager für mich zurecht, worauf ich mich denn zur Ruhe begab. Zweimal mußte ich mich zu jenem hinüberversetzen und ihm behülflich sein. Die Tatsache, daß er sich nicht darüber verwunderte, in seiner Muttersprache angeredet zu werden, bewies, daß er auch geistig von dem Erlebniße angegriffen worden war. Alles in allem aber fand ich ihn besser im Stande, als man hätte annehmen können. Besonders stellte ich mit Vergnügen fest, daß die Menge Blutes, die er bei gelegentlichem Husten von sich gab, nicht beträchtlich war.

Der Kreisarzt, welcher am folgenden Morgen mit seinem Motorrad heraufgefahren kam und mit dessen Hülfe, das was ich nur in vorläufiger Art hatte tun können, richtig ausgeführt wurde, war erfreut zu vernehmen, daß ich noch etwa zehn Tage hier zu verweilen gedenke und dazu bereit sei, mich des Verletzten weiter anzunehmen. Er selber werde sich nur je einen Tag um den andern hier zeigen können, und der Krankenschwester, welche er heut noch besorgen werde, dürfe man die Verantwortung für nicht Vorauszusehendes doch nicht überlassen. Übrigens sei der Kranke sobald als möglich, das hieß in diesem Fall: binnen acht Tagen vom Spital unten zu übernehmen, schon mit Rücksicht auf den Wirt des Berghauses, dem längere Anwesenheit eines

leidenden Gastes, nicht willkommen sein könne. Mein Kollege besann sich einen Augenblick und sagte: „Wird eine ziemlich teure Geschichte werden, auch wenn wir Beide für unsre Bemühungen nichts rechnen.“ Und er wies mit der Hand auf die umherliegenden Effekten des Russen, die freilich nicht auf Wohlhabenheit zu schließen erlaubten. Da sprach dieser, den wir schlafend geglaubt hatten, den Kopf drehend, in seiner Muttersprache zu mir, ich möchte dem andern Herrn Doktor sagen, er sei mit den nötigen Geldmitteln versehen.

Der Körper des so schwer Verletzten verfügte offenbar über einen stärkeren Rückhalt an Kräften, als ich angenommen hatte: setzte doch die Heilung schon in den ersten Tagen in erfreulicher Weise ein. Freilich entsprach dem keine Aufhellung des Gemütes. Mit dem Ausdruck des Mißmuts und der Enttäuschung im Gesicht lag er da; und als ich einmal sagte, er werde in absehbarer Zeit wieder leistungsfähig sein, sprach er, die Lippen verziehend: „Leistungsfähig — wozu wohl?“ Und nach einer Pause: „Es war nämlich kein Zufall, sondern Überlegung und Absicht!“ Worauf er den Kopf nach der Wand drehte.

Am nächsten Tage fragte er, nachdem ich ihn untersucht hatte, in unvermittelter Art: „Wie können Sie russisch?“ Ich sagte es ihm, worauf er bemerkte: „Sie denken natürlich mit Freude an Ihren Aufenthalt im Reiche des Zaren zurück. Wer Geld besaß und sich nicht viel um das zu bekümmern hatte, was die Tschinowniks aller Stufen mit den Hilflosen vornahmen, dem ging es ja bei uns ausgezeichnet. Nirgends war man so frei wie in Rußland, d. h. nirgendswow in der Welt konnte man Menschen um so geringes Entgelt sich zu Tode schinden lassen, damit einem selber nichts abgehe.“ Ich bemerkte, ich hätte meine Augen offen gehalten und allerlei gesehen, Gutes und Schlimmes. Er nickte, meinte aber, man müsse gewisse Dinge am eigenen Leib erfahren oder die Nächsten darein verstrickt gesehen haben, um wirklich zu „wissen“. Sein Vater und einer seiner Brüder hätten



in einer mechanischen Weberei gearbeitet: jener sei mit fünfzig Jahren ein alter ausgebrauchter Mensch gewesen; diesen habe die Lungen-Tuberkulose weggerafft, als er kaum dreißig Jahre alt war.“ Er fügte bei: „Sie haben sicherlich Gorki gelesen. Das ist das Rußland, das ich kenne. Das Ausland kannte meistens nur das der Aristokratinnen mit ihren Liebesschmerzen, das der frommen Starezzen in der Hut der Klöster und den in religiöse Meditationen versunkenen Muschik. Und nun wundert man sich, daß ganz Anderes zum Vorschein gekommen ist!“ Ich war im Begriff, ihn nach seinen persönlichen Verhältnissen und Schicksalen zu fragen, allein er hatte die Lippen so zusammengepreßt wie einer, den es reut, auch nur so viel gesagt zu haben.

An einem der nächsten Tage brach ich in der Frühe zu einer Bergtour auf, und nach meiner Rückkehr im Laufe des Nachmittags trug ich dem Kranken ein Sträußchen mit Blumen ins Zimmer: Türkenbund, Alpenrosen — Almenrausch wie sie dort sagen — Gentianen und die nach Vanille duftenden Orchideen mit den kleinen rotbraunen Köpfchen. Seine Augen leuchteten auf, als ich ihm die Blüten hinhielt. Er nahm mit der beweglich gebliebenen Hand eine der großen Glocken-Enzianen, schaute tief in den dunkelblauen Kelch — und brach in Tränen aus. „Solches“ sagte er, „wächst nun, im Licht der Sonne und von den Schatten der kraftvollen Ahornblätter überspielt, im weichen grünen Gras, und keins tut dem andern weh, auch wenn sie, wie der Botaniker sagt, sich herausfringen müssen. Und die Menschen! Wie sind diese!“ Er griff nach meiner Hand und fügte hinzu: „Aber ich sehe ja, lieber Doktor, es gibt auch Andere!“ Von diesem Augenblick an schien die abweisende Starrheit, welche mein Russe bis jetzt gegen Jedermann gezeigt hatte, gebrochen. Nach kurzem Nachdenken sagte er: „Ich muß Ihnen von mir sprechen. Ich muß mich einem Menschen, vor dem ich Achtung habe, begreiflich machen. — Aber heute gehts noch nicht. Es würde mich zu sehr hernehmen.“



In den folgenden Tagen erzählte er mir dann in freiem Gespräch das, was ich hier in geordnetem Zusammenhang mitteile.

Ein begabter Knabe war er, Wassilij Iwanowitsch Koliazin, von einem seiner Lehrer einem wohlhabenden Kaufmann zur Unterstützung empfohlen worden; und wenn das, was er in der Folge mit ziemlicher Regelmäßigkeit bekam, den Hunger nicht stets von ihm fernhielt, so erlaubte es ihm doch, das Gymnasium — ich weiß nicht mehr: in Tambow oder in Twer — und die Universität in Njäsan zu besuchen, wo er sich einer Gruppe von Studenten anschloß, welche auf den Umsturz hinarbeiten. Wißbegierig wie diese jungen Leute waren, lebten sie in Theorien über den Aufbau der menschlichen Gesellschaft, welche mit Erkenntnissen aus der modernen Naturwissenschaft und Volkswirtschaftslehre unterbaut waren. Die Tatsache nun, daß einige unter ihnen ihr System öfter wechselten als ihr Hemd, deutete freilich auf einen Mangel, der Koliazin bald auffiel: Diese Menschen hatten mit dem Mikroskop beobachten gelernt: daß man aber vom Leben zu lernen habe, so wie es sich hier und dort und anderswo darstellt, immer wieder in andrer Weise, davon wollten sie wenig wissen. Es mußten sich nach ihrer Meinung Regeln ausdenken lassen, die überall anwendbar waren, denen sich „der Mensch“ gern unterziehen würde, weil sie, wenn nicht das Vollkommene, so doch das verhältnismäßig Beste in Aussicht stellten. „Was mich nun aber an manchem meiner Kameraden vor allem in Erstaunen setzte“ — so sprach mein Patient — „das war, daß sie über der Menschheit den Einzelnen vergaßen, wie denn Manche ihre Pflichten gerade denjenigen gegenüber vernachlässigten, welche in erster Linie Anspruch auf Rücksicht und Güte gehabt hätten. Über das Elend eines einzelnen Hilfsbedürftigen tröstete man sich leicht weg mit Hinblick auf eine kommende Zeit, da alles in guter Ordnung sein werde. Nun bin ich aber so geartet, daß ich Leben eigentlich nur im Einzelwesen spüre und anerkennen kann. Das war bei mir schon in der Schule so: redete der

Dozent von den Geschicken der Völker: ich mußte immer an die Einzelnen denken, an welchen sie sich vollzogen, besonders an die, welche dabei unter die Räder kamen."

Gründliche Studien in den Fremdsprachen setzten Koliazin nach einigen Jahren in den Stand, ein Examen zu bestehen, das ihn zum Lehren auf der unteren Stufe von Mittelschulen berechnete; die oberen Klassen blieben für ihn verschlossen, weil ihm die Möglichkeit gefehlt hatte, die betreffenden Länder zu besuchen. Er hatte eben eine Stelle an einer Realschule in Moskau bekommen als der große Krieg ausbrach. Man zog ihn ein, schickte ihn aber bald zurück, weil sein Herz den Anstrengungen des Felddienstes nicht gewachsen schien. „Sie können sich denken“, sagte er „wie ich froh war: nicht aus Feigheit, wie ich glaube, sondern weil es mir widerstrebt haben würde, zur Erhaltung einer Staatseinrichtung beizutragen, die ich verabscheue. O des lügenhaften Geredes damals von dem Zaren, der in Gottes besonderem Schutz stehe und vom heiligen Rußland! Als der Selbstherrscher schließlich abdanken mußte, jubelte ich mit. Es zeigte sich bald, daß das neue Staatswesen einer kräftigen Hand bedurfte, wenn es sich behaupten und befestigen sollte, und da Lenin dafür Gewähr bot, reichte ich mich in seine Gefolgschaft ein. Nicht daß ich alles gebilligt hätte, was ich geschehen sah. Allein, davon überzeugt, daß die neue Ordnung unter allen Umständen besser sein werde als die bisherige gewesen, verglich ich Häßliches, das sich ereignete, mit dem Aufspritzen des Schmutzwassers im Dock, das nicht zu vermeiden ist, wenn ein großes Schiff vom Stapel läuft. Die Zahl der Geschulten, über welche die Sowjets im Anfang zu verfügen hatten, war nicht eben groß, und so wurde ich bald zu Arbeiten beigezogen, die ihre Wichtigkeit hatten. Peinlich war mirs, daß ich gelegentlich bei der Enteignung des Landbesitzes von Gutsherren mitzuwirken hatte, aber ich konnte mich dem nicht immer entziehen. Bei einem Anlaß dieser Art nun ereignete sich folgendes:

Als ich in Begleitung einiger Rotgardisten und des mir wenig angenehmen Kommissars Ilja Stepanowitsch Kufschin vor dem Gartenportal des betreffenden Besitztums anlangte, von wo man über einen Zierweiher weg auf das schloßartige Wohngebäude mit Glasveranda und einer Freitreppe blickte, fand ich eine bunte Menge — meistens Landarbeiter — davor lärmen. Sie versuchten einzudringen, waren aber von der Flinte des Gutsherrn im Schach gehalten, welcher innerhalb der Ummauerung nahe dem Teiche stand. Ich rief ihm, einem großgewachsenen Vierziger mit rotblondem, unter dem Kinn geteilten Bart, ein paar Worte zu, indem ich auf mein Abzeichen wies. Worauf er einige Schritte nach uns hin machte. Da seine Aufmerksamkeit nun auf mich gelenkt war, so beachtete er nicht, daß eben Leute, die offenbar hinten irgendwo in den Park gelangt waren, über den Rasen weg auf ihn zuliefen. Plötzlich wurde ihm die Waffe aus der Hand gerissen, allein er drehte sich blickschnell um und traf den Angreifer mit einem Fußtritt derart in die Weichen-gegend, daß er vor Schmerz brüllend zusammenbrach, wobei ihm das Gewehr entfiel. Ehe der Gutsherr es aber hätte aufgreifen können, erhielt er mit einem dicken Knüttel einen Schlag über den Schädel, daß er seinerseits bewußtlos hinsank. Unterweilen hatte das Portal dem Andrängen der Menge nachgegeben, und von dieser sozusagen hineingetragen, fand ich mich jetzt an der Seite des Adligen, welcher sich nicht mehr rührte. Während nun die Menge sich dahin und dorthin verteilte, die meisten nach rechts hin, den Ställen zu, kam eine schöne junge Frau, ihnen ausweichend, vom Hause her dem Portale zu geeilt und warf sich aufschreiend über den auf dem Ries ausgestreckten Gatten. Nachdem sie ihn umsonst ins Bewußtsein zu rufen versucht, richtete sie sich, die Arme als Stütze brauchend, wieder empor und rannte mit dem Ruf: „Lisaweta“ nach dem Hause zurück. Das mußte der Name eines Kindes sein, welches sie der Gefahr zu entziehen wünschte. Mich ebenfalls dahin in Bewegung

setzend, bemerkte ich noch, wie der vom Gutsherrn Getroffene sich wieder auf die Beine stellte und nach der neben ihm liegenden Flinte griff. Kaum hatte ich ein paar Schritte gemacht, da krachte hinter mir ein Schuß, und die fliehende Frau, eben im Begriffe, den Fuß auf die Freitreppe zu setzen, fiel vornüber, indem sie mit der Stirne auf der untersten Steinstufe ausprallte. Ich eilte dorthin: das arme Weib zuckte noch einige Male, dann rollte ihr Leib seitwärts, wobei ihr Kopf auf der Steinplatte liegen blieb. Ich bückte mich zu ihr herab: das Geschloß hatte das Hinterhaupt durchbohrt und war etwas über dem linken Aug ausgetreten. Sie war tot.

Im Moment, da ich mich wieder aufrichtete, ging eine Seitentüre links, welche, wie die Glasveranda, auf die oberste Stufe der Freitreppe mündete, langsam auf, und ein etwa fünfjähriges Kind drängte sich mit einiger Mühe hindurch. Es war ein Mädchen mit dunklem Lockenhaar, um die blassen Wangen eines überaus feinen Gesichtchens geschlängelt, aus welchem zwei große Augen verwundert blickten. Es war nur mit einem weißen Hemdchen bekleidet und mochte, eben dem Nachmittagschlaf entwacht, nach der Wärterin gesucht haben und, da es sie nicht fand, die Stiege drinnen hinunter gegangen sein. Einen Augenblick blieb das Kind vor der Türe stehen, dann machte es einige Schritte über die Terrasse hin. Plötzlich fiel sein Blick auf die unten Liegende. Es rief „Mama!“ und stieg eilends die Stufen abwärts. Nun bückte es sich und rief in aufsteigender Angst die Mutter wiederum an. Auf einmal warf es sich über den Leichnam, und aus seiner Kehle brach ein Schrei, ein Schrei sag' ich Ihnen, Doktor, den ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen werde. Ich wartete eine Weile und trat dann zu ihm, um ihm etwas Gutes zu sagen; aber es zog sich mit einer Gebärde des Entsetzens von mir zurück. Während ich ratlos stand, kam Kufschin, welcher sofort in das Haus geeilt war, über den Platz heran und sagte in grobem Tone zu mir, es gebe

allerlei zu tun, was zum Teufel ich da draußen mache! Es handle sich jetzt darum, Geld und Wertsachen zu konfiszieren und in Sicherheit zu bringen. Die Bauern habe er dadurch aus dem Wege gebracht, daß er ihnen die Schlüssel zum Keller einhändigte. Ich wies Kufschin auf das arme Kind hin: „Was machen wir mit ihm?“ Er antwortete, das sei nun unsre geringste Sorge. Dann winkte er nach dem Portal hinüber, wo wir einen Soldaten zurückgelassen hatten, und sagte zu diesem, als er nach alter militärischer Gewohnheit Achtungsstellung vor uns annahm: „Dort seid Ihr jetzt entbehrlich. Ihr nehmt den Balg da in Eure Hut und sorgt dafür, daß er sobald als möglich ins Kinderheim an der Moskwa kommt. Macht Euch sofort mit ihm auf den Weg.“ Der Gardist zog das Mädchen vom Leichnam der Mutter weg, wobei es in herzerreißender Art jammerte. Dann lud er das sich Sträubende auf seine Schultern, übrigens nicht in grober Art und trug es davon. Da Kufschin bemerkte, daß ich dem bedauernswerten Wesen in Bewegung nachschaute, sagte er, Lenins Wort über die Ermordung der Zarenfamilie wiederholend: „Ein Zwischenfall ohne Bedeutung.“ Ich folgte ihm ins Haus.

Des Abends redete ich mit meiner Frau — wir haben uns unterdessen getrennt — von der Sache. Ich meinte, wir könnten, selber kinderlos, die arme Waise zu uns nehmen. Sie äußerte Bedenken. Als ich sie schließlich doch herumgebracht hatte und mich am folgenden Morgen in jener Kinder-Bewahranstalt einfand, um das Mädchen zu holen, wurde mir gesagt, es könne nicht davon die Rede sein, daß derartige Ausnahmen gemacht würden. Gerade die Aristokraten-Kinder müßten mit den andern erzogen werden. Dem Gutsbesitzers-Töchterchen seien die Glausen, deren es schon welche zu haben scheine, auszutreiben, damit es einmal im klassenlosen Rußland das Weib eines wackeren Werkmannes werde.

Es zeigte sich, daß ich das Mädeldchen einfach nicht vergessen konnte. So ging ich von Zeit zu Zeit in jenes Haus und brachte

ihm irgend eine Kleinigkeit, ein billiges Spielzeug oder ein paar Bonbons. Ich fand es in den Freistunden fast immer allein in irgend einen Winkel verkrochen. Offenbar konnte es sich an den Ton der zumeist aus erbärmlichen Verhältnissen hervorgegangenen Kinder nicht gewöhnen. Wie mir der eine Aufseher sagte, wurde es denn auch von den andern als fremd angesehen, verspottet und gequält. Im Anfang nahm es meine bescheidenen Gaben mit einem Ausdruck unendlicher Trauer in den großen dunklen Augen entgegen. Später trug sein Gesicht einen Zug von Verbitterung, der mich erschreckte. Freilich war kein Grund sich darüber zu wundern: Waren doch die Menschen, welchen man die Elterlosen anvertraut hatte, zum Teil gescheiterte Pädagogen, die sich bei den neuen Machthabern in Gunst zu setzen gewußt. Mit Ordnung und Reinlichkeit stand es schlimm, und dem entsprach die Art, wie man die Kleinen behandelte. Ein feiner Gearteter mußte in dieser Umwelt die Unbefangenheit seines Alters verlieren und das weniger Erfreuliche, das nun einmal in jedem Menschen angelegt ist zur Entwicklung bringen. Ja es bestand zweifellos die Gefahr des Verkommens“.

Koliazyn hatte sich, nachdem er zuerst in sachlicher Art erzählt, allmählich in eine Aufregung hinein geredet, welche seiner Genesung nicht förderlich sein konnte, und ich mahnte mehrmals in diesem Sinn. Er achtete nicht darauf und rief: „Kennen Sie die „Brüder Karamasoff?“ Ich sagte, ich hätte das Buch vor Jahren gelesen erinnerte mich jedoch nicht mehr an Einzelheiten. „Doch“ fuhr er fort, „Sie werden sich erinnern, wenn ich nachhelfe. Wissen Sie: die Stelle, wo Iwan von seiner großen Liebe zu Kindern spricht und darlegt, wie der Anblick furchtbarer Leiden, denen solch Unschuldige ausgesetzt waren, ihn um seinen Glauben an Gott als den gütigen Vater der Menschen gebracht habe. So wenig ich jenem Karamasoff sonst gleiche, da verstehe ich ihn durchaus, diese Empfindungen teile ich mit ihm. Stets habe ich das Kind als etwas Heiliges empfunden, und in tiefster Seele



habe ich jene westlichen Mediziner, die neuerdings deshalb, weil die Geschlechtskraft, wie alle andern Kräfte des Menschen, sich früh schon bemerkbar macht, dem Kinde die Unschuld absprechen, welche Unverbildete aller Zeiten in ihm geehrt haben. Was meinen Sie: wo ist wohl die tiefere Menschenkenntnis: bei jenen Nervenärzten oder bei demjenigen, welcher sagte: „Sehet, daß ihr nicht eines dieser Kleinen gering schähet, denn ich sage Euch, ihre Engel sehen allezeit das Antlitz meines Vaters in den Himmeln?“ Begreifen Sie nun, Doktor, wie nahe mir das Schicksal jenes armen lieben Geschöpfes geht? Begreifen Sie, wie ich darunter leide, daß Wertvolles, das bis jetzt in Liebe behütet war, leiblichem und seelischem Untergang ausgesetzt wird. Und daß solches Erlebnis — es war nicht das einzige seiner Art — mich an dem irre werden ließ, woran ich erst geglaubt? Aber was soll unsereins tun? Springt das kleine Mädchen aus dem Gefüge der Maschine weg, dann wird es einfach mit der nächsten Müllfuhr zur Grube befördert und zugedeckt. So blieb ich denn bei der Stange, stehe immer noch im Dienste der Sowjets.

Der Kranke schwieg und starrte eine Minute lang an die Decke hinauf. Nun warf er den Kopf so rasch nach mir herum, daß seine Züge sich schmerzvoll verzerrten: „Wissen Sie“ rief er, „wie ich dazu gekommen bin Rußland zu verlassen?“ Und nun erfuhr ich, er sei von den Machthabern dort damit beauftragt worden, den Kommunisten in gewissen andern Ländern englische Pfund- und amerikanische Dollarnoten zu übermitteln. Ich mag ein erstauntes Gesicht gemacht haben, als ich vernahm, wie nahe meine Vermutung es getroffen hatte. Er führte aus, daß er den Auftrag gern übernommen habe, weil er ihm zum ersten Male die Möglichkeit bot, fremde Länder und Menschen zu sehen, wovon er sich Stärkung seiner Zuversicht und seines Lebenswillen erhoffte. In Wirklichkeit hätte ihn das Ungewohnte bedrückt. Und als er schließlich auf einem Absteher von Wien aus in diese Gegend kam — er wollte doch einmal in seinem Leben das Hoch-



gebirge sehen — da sei beim einsamen Wandern durch die Wildnisse das Elend derart über ihn gekommen, daß er unbemerkt aus dem Leben zu gehen wünschte. „Ich hab es dumm angestellt, so daß jene wackeren Leute mich aus der Tiefe hinaufziehen konnten. Und nun haben Sie, Dr. Linpaintner und die Schwester alles getan, um mich davon zu bringen. Aber ich frage: Wozu denn? Im Ausland leben, mich wohl gar jenen Emigranten zugesellen, welche eine überlebte Ordnung wieder herstellen möchten — unmöglich! Aber anderseits erregt mir die Vorstellung, wieder in jenes Parteiwesen eingespannt zu werden, eigentliches Grauen. Ich vertrage den Blutgeruch nicht mehr, Doktor, ich vertrage ihn nicht mehr! Und . . .“ Koliaczyn wollte noch weiter reden aber plötzlich brach ihm die Stimme und er drehte sich der Wand zu. Ich verabreichte ihm noch ein Schlafpulver, drehte das Licht ab und ging.

Das letzte Mal sah ich meinen Russen, als ich, selber auf der Abreise begriffen, ihn im Krankenhaus aufsuchte, wohin man ihn endlich hatte bringen können. Ich stellte mit Freude fest, daß seine Genesung in den paar Tagen, da ich ihn nicht gesehen, in erfreulicher Art fortgeschritten war. Als in unsern Gesprächen wieder die Frage auftauchte, wie sich sein Leben in der Zukunft am besten gestalten könnte, glaubte ich sagen zu müssen, das Richtige sei nach meiner Ansicht doch, daß er, nachdem er sich seiner Mission durch einen vertrauenswürdigen Mittelsmann entledigt, in seine Heimat zurückkehre. „Der Mensch sollte“ — so sprach ich — „sich dem hingeben wozu er seinem Wesen nach berufen ist. Ich weiß nicht mehr welcher Kirchenvater hat von der menschlichen Seele gesagt, sie sei „naturaliter christiana“. Das erscheint mir als sehr fraglich. Für Sie aber trifft es zu. Sie werden, wenn Sie wieder erstarft sind, über allerlei Ekel hinwegkommen und sich in Verhältnissen, wo aus allen Windrichtungen um Beistand gerufen wird, als ein treuer Helfer der Notleidenden betätigen und dabei die Befriedigung finden, welche das Handeln aus eigener Art heraus gewähren mag.“ Koliaczyn hatte

gestuft, als ich ihn so den Christen zugesellte. Nun besann er sich und äußerte: „Vielleicht haben Sie recht. In gewissem Sinne kann man ja wohl ein Christ sein, auch wenn man den Glauben nicht hat.“ — Die Zeit zum Weggehen war für mich gekommen. Mit Rührung ergriff er meine Hand und sagte: „Sie haben mir das Vertrauen zum Leben wieder gegeben. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll!“ Ich wehrte ab, allein er beteuerte, es sei so, wie er sage. Dann versprach er, mir aus Rußland zu schreiben. Als ich bemerkte, es dürfte schwierig sein, Briefe von nicht ganz gleichgültigem Inhalt über die Grenze zu bringen und gar in die Schweiz hinein, da lächelte er und sagte: „Wer lang genug in einer Verwaltung gesteckt hat, der gleicht dem Grenzwächter, der die verbotenen Wege ebenso gut kennt wie die erlaubten — und sie wohl auch selber einmal benutzt. Ich weiß schon, wie mans mit Briefen gewisser Art machen muß.“ Wir schieden mit herzlichen Worten von einander.

Aber siehe, es verging ein Jahr, es verging fast ein zweites, ohne daß ich ein Lebenszeichen von meinem Freunde — so möchte ich ihn nun doch nennen — erhalten hätte. Doch eines Morgens lag zuoberst auf den angelangten Postsachen ein mit fünf polnischen Marken beklebter Brief. Ich öffnete: Wohnort des Absenders: Moskau, Unterschrift: Wassilij Iwanowitsch Koliaczyn. Aus dem was ich gleich zu Anfang las, ergab sich, daß er mir schon einmal geschrieben habe. Da er aber mit der Möglichkeit, daß sich Postsachen verlören, rechnete, so teilte er mir nochmals mit, was immer bei mir auf Teilnahme treffen konnte. So erfuhr ich, daß er sich eigentlichem Parteidienste mehr und mehr habe entziehen können, dafür aber eine Stelle gefunden habe, worin er dem Staat, welchem er nun doch einmal angehöre, in einer Art zu dienen vermöge, die seinem Wesen besser entspreche: er sei nämlich Lehrer an einer Spezialschule geworden, in welcher begabte junge Männer aus dem Arbeiterstande mit solchen

Kenntnissen in den Sprachen und der Volkswirtschaftslehre ausgerüstet würden, die sie dazu befähigten, sich im auswärtigen Dienste zu betätigen. Manches was im neuen Rußland geplant und unternommen werde, glaubte der Schreiber loben zu können, allein er räumte ohne weiteres ein, daß die Bestrebungen zu leiblicher und seelischer Hebung weiter Volkskreise noch bei weitem das nicht erzielt hätten, was, meinen Aussagen gemäß, in westeuropäischen Ländern wie die Schweiz früher schon erreicht worden sei. Das führte ihn auf das Elend, welchem so viele Jugendliche im derzeitigen Rußland sich preisgegeben sähen, und nun kam er auf das Kind des Gutsbesizers zu sprechen, von dem er mir seinerzeit in dem österreichischen Bergwirthshaus erzählt hatte. Ich übersehe die betreffende Stelle des Briefes von Koliazyn im Wortlaut:

An einem der ersten Tage nach meiner Rückkehr aus Österreich — also lauten die Worte — verfügte ich mich nach dem Asyl an der Moskwa, um zu sehen, wie es sich nun mit jenem Töchterchen verhalte. Denn, wenn ich auch an den Gewalttaten, welche es zur Waise gemacht, keinen Anteil gehabt hatte, so fühlte ich mich doch als einer der Leiter jener Enteignung irgendwie mitverantwortlich. Und wie schon gesagt: jenes Kind hatte sich mir ins Herz geschrieben. Ich erfuhr aber, daß das Haus jetzt Erwachsenen als Unterkunft diene: die Kinder hatte man nach Süden abgeschoben und in einem verlassenen Kloster unweit von Woronesch untergebracht, weil man in einer mehr ländlichen Umgebung mit denselben zu besseren Erfolgen zu gelangen hoffte. Das erschien mir freilich als zweifelhaft: man hatte die untauglichen Leiter ja nicht entfernt, und außerdem konnte der Sowjet-Staat für solche Zwecke nicht die Mittel zur Verfügung stellen, die erforderlich gewesen wären. Im Lauf der letzten zwei Jahre hat sich dann das vollzogen, wovon Sie auch in ausländischen Blättern Kunde bekommen haben müssen: da und dort brachen die Kinder aus den Asylern und zogen unter Leitung älterer Kna-

ben bandenweise vagabundierend durch das Land. In manchen Gegenden wurden sie durch Plünderungen und Gewalttaten zu einer eigentlichen Plage.

Als ich vernahm, daß auch das sogenannte Heim, in welchem die kleine Elisaweta sich befunden hatte, aufgelöst sei, daß sich die Kinder aber immer noch in jener Gegend aufhielten, so reiste ich an einem freien Tage dorthin in der Hoffnung, irgendwo auf die Bande zu stoßen. Ich wollte das Kind, wenn immer möglich, dem Elende des Landstreichertums entziehen. An der Eisenbahnstation, wo ich ausstieg, wurde mir gesagt, daß die aus jenem Klostergebäude Davongelaufenen sich in einem verlassenen Bauernhose, etwa zehn Werst nördlich der Bahnlinie, festgesetzt hätten und von da aus ihre Streifzüge unternähmen. Ich schritt nun quersfeldein nach jener Richtung. Nicht ganz zwei Stunden war ich gegangen, da näherte ich mich einem Bauernhause und sah, wie der Kulak, ein untersefter Schwarzbart, die Geißel gegen einige vor ihm davonlaufende zerlumppte Kinder schwang, indem er ihnen nachfluchte. Ich ging auf ihn zu und fragte, um was es sich handle. Er antwortete, es sei nicht mehr auszuhalten mit den Kindern; besonders die von der „Amsel“ stählen, was gestohlen werden könne. Und wenn man sich zur Wehr setze, so laufe man Gefahr, von den dreizehn- vierzehnjährigen Anführern ernstlich bedroht zu werden. Hätten sie sich doch sogar in den Besitz alten Schießgewehrs zu setzen gewußt. Die Landjäger, die für Ordnung sorgen sollten, seien natürlich immer anderswo, als da wo man sie nötig hätte. Als ich dem Bauern sagte, ich sei eben auf der Suche nach einem dieser Kinder, da riet er mir in dringender Art ab, ihnen zu folgen, es sei wie gesagt, nicht ungefährlich, sich mit ihnen einzulassen. Ich ließ mich jedoch nicht abhalten und wanderte auf ein Wäldchen zu, hinter dem ich die Flüchtigen hatte verschwinden sehen. Und richtig: als ich eine Strecke weit auf der andern Seite dem Rande des Gehölzes entlang geschritten war, sah ich mich plötzlich bei einer Gruppe von etwa fünf Kindern

im Alter von sechs bis zehn Jahren, welche ein anderes umstanden, das erbärmlich hustend am Boden lag. Ich trat zu dem mageren, zerlumpten, verlausten Geschöpf heran und schaute ihm in die Augen. Aber das war doch wohl nicht möglich! Das konnte doch nicht dasselbe Kind sein, das rosig, gesund, gepflegt, damals aus der Seitentüre des Gutshauses getreten und über die Terrasse gegangen war! Ich versuchte das arme Wesen auszufragen, erhielt jedoch keine Antworten, wohl weniger aus Troß als weil der Husten es immer aufs neue schüttelte. Es spie, und ich sah, daß der Auswurf stark gerötet war. Von diesem Gegenwärtigen in Anspruch genommen, hatte ich nicht bemerkt, daß fünf größere Knaben am Waldsaum näher gekommen waren, während eine Schar von ungefähr dreißig anderen in einiger Entfernung wartend stand. Mit einem Male war ich von den Knaben umringt, und ein vierzehnjähriger kräftiger Bursche fragte mich mit der inquisitorischen Miene eines Polizisten, was ich da wolle. Ich antwortete ihm genau in dem Tone, den ich einem Erwachsenen gegenüber angeschlagen haben würde, und das schien ihn zu besänftigen, also daß er sich dazu bequemte, über das am Boden liegende Mädchen Auskunft zu geben. Er sagte, er erinnere sich noch gut daran, wie die Lisaweta vor etwa drei Jahren in das Heim an der Moskwa eingeliefert worden sei: ein Soldat habe sie auf der Schulter die Gasse entlang getragen. Man habe das Mädchen im Anfang nicht gerade gern gehabt, es habe nicht so recht zu den andern gepaßt. Jetzt möchten's alle gut leiden, aber es sei leider schon seit längerer Zeit so krank, daß es nicht mehr gut mitkomme, wenn sie auszögen. Als ich sagte, ich sei dazu bereit das arme Mädchen mit nach Moskau zu nehmen und für einen Arzt und für Pflege zu sorgen, sah mich der Junge mit mißtrauischem Blick an und bemerkte, es gebe „Wohltäter“ von allerlei Sorte, sie hätten da schon ihre Erfahrungen gemacht. Ich beteuerte, daß ich es gut meinte und das umso mehr als ich nach dem, was mir eben mitgeteilt worden

sei, annehmen müsse, die kleine Lisaweta sei das Kind von Leuten, die ich früher gekannt hätte. Zur Befräftigung meiner guten Gesinnung theilte ich den Mundvorrat, den ich morgens mitgenommen hatte, an die Kinder aus, gab auch dem Anführer einen Rubel, wobei ich ihn absichtlich in mein bescheiden mit Geld versehenes Täschlein blicken ließ. Nun sprach ein anderer Knabe — er trug in Ermangelung von Hosen einen Weiberrock — einige Worte in einer Art von Rotwelsch, von dem ich nichts verstand. Da wendete sich der Führer mir wieder zu und sagte, es sei für sie eine Erleichterung, wenn die Lisaweta weggebracht werde; wenn alle einverstanden seien, so möge ich sie mitnehmen. Die fünf Knaben blickten mich scharf an und nickten dann Zustimmung.

Das kranke Kind hatte sich während dieser Verhandlung teilnahmslos verhalten, und da ich ihm nicht zutraute, daß es den Weg zur Station aus eigener Kraft werde bewältigen können, so bat ich mir einen der Burschen als Begleiter aus, damit wir es abwechselungsweise auf der Schulter trügen. Der Anführer bestimmte einen Rotkopf mit starken Armen dazu, und binnen anderthalb Stunden brachten wir die Kleine, welche unterwegs immer wieder einnickte, mit vereinten Kräften an jenen Bahnhof, wo ich denn mit ihr den Zug nach Moskau bestieg.

Ich kann nicht sagen, daß Awdotja Pawlowna, meine Haushälterin, ein erfreutes Gesicht gemacht hätte, wie ich ihr an jenem Abend dies Häuflein Elend zur Pflege ins Haus trug. Allein da sie gut gesinnt ist, fand sie sich rasch in die Lage und tat für Lisaweta, was sie vermochte. Das war nicht immer leicht, denn verwildert, wie das Kind war, begriff es nicht immer, was auf Befehl des Arztes mit ihm vorzunehmen stand. Nicht allein widerstrebte es öfters, manchmal wurde es sogar vom Zorn übermannt, so daß es dreinschlug. Wir ließen's uns nicht ansechten, sondern erleichterten dem bedauernswerten Geschöpf seine letzten Lebenstage nach Möglichkeit. Denn es zeigte sich bald, daß es mit ihm zu Ende gehe. Am Tage bevor es starb, schaute es mich,



da ich mich zu ihm ans Bett gesetzt hatte, mit den fiebrigen Augen, lange fragend an: es war, als ob es in seinem Innern etwas zusammenfügen möchte und damit nicht zu Rande käme. Auf einmal legte es seine heiße Hand in die meinige, und in diesem Augenblick nahm sein Gesichtchen wieder den Ausdruck unbefangener Kindhaftigkeit an, den es damals getragen, als es aus der Seitentüre des Gutshauses auf die Terrasse trat. Das lieber Doktor, wäre mein Dank gewesen für das Wenige, das ich habe tun können — falls ich welchen begehren würde.

Der Arzt faltete die Blätter wieder, aus denen er vorgelesen hatte: „Das ist“ — sagte er — „der erste und letzte Brief, den ich von meinem Russen bekommen. Lebt er noch? Hat der Strudel ihn hinuntergezogen? Dies dünkt mich das Wahrscheinlichere. Hat mir doch ein Herr der Berner polnischen Gesandtschaft vor einiger Zeit gesagt, er müßte sich sehr täuschen, wenn er nicht in der ‚Prawda‘, die ihm gelegentlich zu Gesicht kommt, auf einer Liste von zum Tode verurteilten ‚Staatsfeinden‘ den Namen Koliazyn gelesen hätte. Leider konnte Herr von Ledochowski mir die betreffende Nummer der russischen Zeitung nicht mehr verschaffen, da sie schon vor Monaten erschienen war.“

Der Erzähler starrte einige Augenblicke vor sich hin, dann schloß er mit den Worten: „Wenn die grausame Ungerechtigkeit der Welteinrichtung einen drückt, dann erinnert man sich wohl an das Jenseits der Religionen, wo die Menschen, des Früheren noch irgendwie bewußt, in Gottes Hut weiter leben sollen. Falls es das gibt, so mag die göttliche Mutter, nachdem er aus der Zeitlichkeit geschieden, unserm Freunde auf silbergesäumtem Wölkchen entgegen geschwebt sein, ihn gütig bei der Hand genommen und auf die Himmelswiese geführt haben, wo die einstigen armen Kinder in blumenhafter Unbefangenheit spielen. Und dann mag jenes Mädchen, für das er gesorgt, so gut er es vermochte, sich an ihm hinaufgeschmiegt haben, um mit zartem Finger die letzte Spur der Erdenfalten von seiner Stirne zu tilgen.“